

(Nachdruck verboten.)

83]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Rez. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Sagt Ihr zum Arzt geschickt?“ fragte Pelle und beugte sich über Johanne.

„Ja, Dasse Fredrik sagt Morten, daß er einen Arzt mitbringen soll, der kennt sie ja am besten. Ich denke, sie sind bald hier.“

Johanne wurde von heftigen Kälteschauern geschüttelt. Sie lag da und arbeitete mit der Zunge gegen den trockenen Gaumen, stieß hin und wieder eine Reihe unzusammenhängender Worte aus und warf sich hin und her. Plötzlich richtete sie sich voller Schrecken auf, die weit geöffneten Augen starrten Pelle an, aber sie erkannte ihn nicht. „Geh weg — ich will nicht!“ schrie sie und stieß ihn vor die Brust. Seine tiefe Stimme beruhigte sie jedoch wieder; sie ließ sich hinlegen und lag still mit geschlossenen Augen. Und dann fing sie wieder von vorne an.

„Jemand hat sie verfolgt,“ sagte Ellen weinend. „Und was kann es nur gewesen sein?“

„Es ist das Alte, das sie verfolgt,“ flüsterte Pelle erschüffert. „Morten sagte, daß es immer wieder bei ihr auftaucht. Nimm Du die Kinder in den Garten hinaus, Ellen, ich will wohl bei ihr bleiben.“

Ellen ging mit den Kleinen, sie waren kaum aus ihrer Ecke herauszubringen. Aber nach einer Weile ertönten ihre plaudernden Stimmen da draußen auf dem Rasenplatz.

Pelle sah da, die Hand auf Johannens Stirn und starrte vor sich hin; er war brutal wiedererweckt zu des Lebens Grausen. Es kämpfte in krampfhaften Zuckungen da drinnen in ihrer gequälten Kinderstirn; es war, als halte er in seiner Hand eine flatternde Seele, die unter rohen Abjagen in den Not getreten war. Ein armes, zertretenes Vögelschen, das weder fliegen noch sterben konnte.

Ein Wagen, der schnell vor der Gartenpforte vorfuhr, weckte ihn, und er ging hinaus, um die Männer in Empfang zu nehmen.

Der Arzt war sehr bedenklich über Johannens Zustand. „Ich fürchte, die Krisen vermehren sich statt abzunehmen,“ sagte er flüsternd. „Am besten wäre es ja, wenn sie ins Krankenhaus käme, sobald sie übergeführt werden kann.“

„Würde das für sie das beste sein?“ fragte Ellen. „Nein, nicht gerade für sie selbst, aber . . . sie wird eine schwierige Patientin werden, Frau Pelle.“

„Dann bleibt sie hier,“ sagte Ellen. „Sie soll es schon gut haben.“

Dasse Fredrik wurde auf dem Rad nach dem Apotheker geschickt. Gleich darauf fuhr der Arzt fort.

Sie saßen draußen vor der Gartentür, so daß sie zu der Kranken hineinhören konnten, und sie sprachen leise zusammen. Es war ein Jammer, Morten zu sehen. Johannens Flucht von ihm war ihm sehr zu Herzen gegangen.

„Warum sie es wohl getan hat?“ fragte Pelle.

„Sie ist so sonderbar gewesen seit dem Tage, als Du da warst und dem Vorschlag machtest, daß sie zu Euch hinaus sollte,“ sagte Morten betäubt. „Sie hat es sich in den Kopf gesetzt, daß sie mir zur Last fällt, und daß ich sie am liebsten los werden will. Vor ein paar Tagen, während ich aus war, stand sie auf und fing an, im Hause zu arbeiten, wahrscheinlich als Vergütung für ihren Aufenthalt. Sie ist ja krankhaft ehrlich. Als ich das ganz bestimmt untersagte, erklärte sie, daß sie mir nichts schulden wolle und ihrer Wege gehen würde. Ich mußte, daß sie das ausführen könnte, obwohl sie krank war, und blieb zu Hause. Heute mittag ging ich nur hinunter, um Milch zu holen, und als ich wieder herauf kam, war sie verschwunden. Ein Glück, daß sie hier hinaus geflohen ist; ich glaube, sie kann auf die unglaublichsten Einfälle kommen, wenn sich der Gedanke, daß sie zur Last fällt, erst bei ihr festgesetzt hat.“

„Sie liebt Sie gewiß sehr,“ sagte Ellen und sah ihn an.

„Das glaube ich kaum,“ erwiderte Morten mit einem verzweifelten Lächeln. „Wenn es der Fall ist, so hat sie es wenigstens gut zu verbergen gewußt. Ich habe eigentlich den

Eindruck, daß sie mich haßt, seit dem Tage, an dem wir davon sprachen, daß sie hier hinaus sollte. Darf ich diese Nacht hier bleiben?“

„Wenn Sie nur fürlieb nehmen wollen,“ erwiderte Ellen. „Ein Luxusbett können wir Ihnen nicht bieten, aber ein Lager sollen Sie haben.“

Aber Morten wollte nicht schlafen gehen. „Ich bleibe auf und wache bei Johanne,“ sagte er.

14.

So war denn das Haus in ein Krankenhaus verwandelt. Dies war ein harter Griff in ihre Sorglosigkeit hinein, aber sie nahmen es mit in den Kauf; keiner von ihnen verlangte mehr vom Dasein, als es bieten konnte.

Ellen war Tag und Nacht um die Kranke, bis das Schlimmste überstanden war. Sie vernachlässigte Pelle und die Kinder, um sich Johannens anzunehmen.

„Du hast zu viel zu tun,“ sagte Pelle befürmert, „es endet noch damit, daß Du mir krank wirst. Laß uns doch Hilfe nehmen.“ Und da Ellen nichts davon wissen wollte, nahm er die Sache selbst in die Hand und veranlaßte Königin Theresie, den Tag über draußen bei ihnen zu sein.

In wenigen Tagen ordnete Morten seine Angelegenheiten, gab seine Wohnung auf und zog zu ihnen hinaus. „Das soll Dir doch nicht gelingen, so von mir wegzulaufen!“ sagte er zu Johanne, die aufrecht im Bett saß und lauschte, wie seine Sachen nach oben geschafft wurden.

„Wenn Du nun wieder gesund bist, ziehst Du in die große Mansardenstube hinauf, und dann wohnen wir beide oben und leben wieder gemütlich beisammen. Nicht wahr?“

Sie antwortete nicht, sondern wurde dunkelrot vor Freude.

Ellen erhielt nun die Summe, die Morten im Monat für die Wohnung und den Haushalt zu verausgaben pflegte. Sie war ganz bestürzt. Was sollte sie doch nur mit all dem Geld, das war zu viel! Nur, jetzt brauchten sie doch nicht mehr in Sorge um die Hausmiete zu sein.

Johanne wurde bald so gesund, daß sie ein wenig auf sein konnte. Die Luft hier draußen hatte einen günstigen Einfluß auf ihre Nerven, und Ellen verstand es, sie in gute Stimmung zu versetzen. Der alte Brun schenkte ihr einen wunderschönen Liegestuhl aus rot- und gelbgestreiftem geflochtenem Stroh, und wenn die Sonne schien, wurde sie auf den Rasen hinausgetragen. Sie lag da und sah dem Spiel der Kinder zu, zuweilen spielte sie auch von ihrem Stuhl aus mit, und lag da und kommandierte die beiden nach allen Himmelsrichtungen hin. Abend Trost ließ sich gutmütig von ihr jagen, aber Schwester war etwas zurückhaltender. Sie konnte es nicht leiden, daß das fremde Mädchen Pelle Vater nannte, und wenn sie in neckischer Laune war, stellte sie sich in einiger Entfernung auf und stand da und wiederholte einmal über das andere: „Das ist gar nicht Dein Vater, denn es ist mein Battil!“ Dann mußte Ellen sie schelten.

In der Regel aber lag Johanne da und starrte in die Luft hinein mit einem Blick voll entsetzlichen Ueberdrusses. Eine kurze Weile ließ sie sich von etwas Neuem fesseln, aber das währte nur einen Augenblick, dann glitt der Blick wieder fort. Gesund genug zum Umhergehen war sie niemals; denn selbst wenn sie sich wohl fühlte, wollten die Beine sie nicht tragen. Brun kam jeden nachmittag nach der Morgendämmerung heraus, um sich nach ihr umzusehen. Der alte Mann war tief ergriffen von ihrem traurigen Schicksal und hatte seine gewohnte Ferienreise aufgegeben, um ihren Zustand verfolgen zu können. „Wir müssen etwas für sie tun,“ sagte er zu dem Arzt, der sich auf seine Veranlassung täglich einstellte. „Ist da denn gar nichts zu machen?“

Aber der Arzt schüttelte den Kopf. „Sie kann es nicht besser bekommen, wie sie es hier hat,“ sagte er.

Alle hatten sie lieb und taten, was sie konnten, um sie zu erfreuen. Brun brachte ihr immer etwas mit, und kaufte kostbare Sachen für sie: schöne seidene Decken, die über ihr ausgebreitet werden konnten, wenn sie im Garten lag, und ein prachtvolles, großes Korallenbalsamband. Alles, was sie nach seiner Vorstellung nur wünschen mochte, bekam sie. Ihre Augen strahlten jedesmal, wenn sie etwas Neues bekam,

„Nun bin ich eine Prinzessin in ihrem ganzen Schmud,“ flüsterte sie und lächelte ihm zu, um dann im nächsten Augenblick das Ganze zu vergessen. Sie liebte den alten Mann sehr; verlangte, daß er bei ihr sitzen sollte und nannte ihn mit einem traurigen Anlauf zur Schelmerei Großvater. Aber sie hörte nicht nach dem hin, war er ihr erzählte. Er konnte ruhig gehen, wenn die Kleinen herbeigekommen kamen und ihn zum Spielen mit aufs Feld hinaus haben wollten, sie bemerkte es nicht einmal.

Ach, nichts vermochte ihre Kinderseele mit ihrem armen, geschändeten Leib zu verjöhnen, weder Liebe noch Schmudgegenstände. Es war, als esse ihr vor ihrer Hülle, als stünde sie da und grübe in das Blaue hinein, an einem dünnen Faden gefangen gehalten, der nur durchgerissen zu werden brauchte. Sie wurde mit jedem Tag durchsichtiger, das sah man jetzt deutlich, wo sie die anderen Kinder neben sich hatte. Die saßen und gediehen für sie mit! Wenn Ellen nicht acht gab, kam Evend Trost herbei getrippelt und aß Johannens Krankenkost auf, obwohl er, weiß Gott, nicht zu hungern brauchte! Johannes selbst sah ruhig zu, das Ganze war ihr so gleichgültig.

(Fortsetzung folgt.)

10]

Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Von Hans von Glümer.

28. Mai.

Mittags antichambrierte eine Stunde im Zeitungshaus Ullstein. Dann kam der Schatzmeister des Vereins Berliner Presse, Herr Bernhard, und hörte meine Geschichte. Ich mußte sie im Flüsterton erzählen, denn es war in einem Warteraum, wo die Bediensteten umherstanden und andere Leute ab und zu gingen. Redakteur Bernhard ist ein freundlicher, lebhafter Herr. Ich darf morgen wieder zu ihm kommen.

In der Schreibstube geschehen keine besonderen Dinge. Bezirksfeldwebel Bad freut sich an stundenweisen Anhilfsstellen als Sonntagsstellner und Laternenputzer. Putzas besuchte die Kolonie Hoffmannstal und kam hoffnungslos zurück. Ich wurde dort sicher aufgenommen, meint er, weil ich adelig bin. Der junge Reichert war ein paar Tage beim Adressenverlag Schustermann und ersahrieb pro Tag sechzig Pfennig. Er hat eine schöne und rasche Handschrift. Das Adressenbureau duldet keine Mittagspause. Reichert wollte wieder bei uns anfangen, wurde aber zurückgewiesen. Wer das Dorado der Adressenbureaus verschmäht, hat auf die Entlassenen-Schreibstube keine Anwartschaft mehr. Reichert will nun ein eigenes Geschäft gründen, auf der Friedrichstraße, als Ansichtskartenverkäufer. Dazu ist ein Kapital von dreißig Mark nötig, als Kaution an den Kartenverlag, der 1,50 Mark als Tagesfigum und Provision gibt; werttagt 12½ Proz., Sonntags 15 Proz. Ein Neuer ist noch zu uns gekommen, Herr Gnade, Bourgeois-Figur, genährt, anständig gekleidet, die Vergangenheit in Discretion hält, hat irgendwelche Rentenbezüge und legt keinen Wert auf Schreibstubenarbeit. Seine Ruhe reizte heute Freund Longinus. Er wollte gleich kontrahieren.

„Sind Sie satisfaktionsfähig?“

„Ja wohl!“

„Wie so?“

„Leutnant zur See der Matrosenartillerie Kiel.“

„Das ist mir zu wenig,“ sagte Longinus, „ich bin Leutnant des Leibgrenadier“. . . und so weiter. Der Fall war eriebigt. Von mir ist ein Stücklein zu berichten, das vielleicht den Staatsanwalt interessiert. Ab und an kommen gewesene Schreibstubenschüßlinge und erzählen ihre Erfolgsgleiten. Es ist immer eine kleine Wollust zu hören, daß es auch andern schlecht geht. Immer ist es dasselbe Bild: daß einer nur durch Lug und Trug wieder hochkommen kann, durch Vertuschen und Verfälschen seiner Vergangenheit. Da kam neulich auch einer und setzte ein Papier in meine Schreibmaschine, das unbeschriebene amtliche Formular einer Eisenbahngesellschaft. Daneben legte er das Original. Ich möchte es doch abschreiben. Im Original war radiert. Die Jahreszahl. Sehr schlecht radiert. Man kann dieses Originalzeugnis keinem Menschen vorlegen, der Augen hat. Man muß ein neues machen. Ich wollte nicht. Da sagte der andere etwas von Frau und Kind und sah hungrig und heruntergekommen aus. Er legte fünfzig Pfennig neben die Schreibmaschine. Und die Schreibmaschine schrieb. Der Inhaber des neuen Zeugnisses brauchte nur noch die Unterschrift zu fälschen, um wieder zu Brot und Ehren zu kommen. Es wäre so leicht, zu sagen, daß ich die fünfzig Pfennig zurückgewiesen habe. Mein Feind würde es mir glauben. Ich habe sie genommen. Das ist die größte Gemeinheit meines Lebens. Ich kaufte mir in der Volksküche eine Extraportion, und Kaffee und Kuchen für eine Frau vom fünften Stand.

29. Mai.

Es ist heute Pfingstsonntag. In der großen öden Stadt grühen und duften Maizen und Kalmus. In mir ist nichts vom heiligen Geist dieses Festes. Ein überaus häßlicher Tag liegt nun im Schatten der Nacht.

Wieder zwei Stunden im Hause Ullstein. Dort nach langem Warten vom Schatzmeister des Vereins Berliner Presse zum Chefredakteur Cuno der Morgenpost verschleppt, den meine Geschichte in vielen Einzelheiten interessierte. Er telephonierte mit zwei Kollegen, auch mit Herrn Volkath, Chefredakteur der Berliner Volkszeitung, der scheint's Vorsitzender des Pressevereins ist. Wie viel Unterstützung ich denn haben müsse? Zehn bis fünfzehn Mark und nur als Darlehen. Nun, das könne man mir doch geben, sagte Herr Cuno ins Telefon. Er weiß von meiner Familie, frug nach meinen schriftstellerischen Abichten und will die Aufsätze aus der Straßburger Post lesen. Es war wie die Vorbereitung zu großen Dingen. Mit einem Brief wurde ich ins Haus Mosse geschickt, wo Herr Volkath sein radikal-demokratisches Blatt leitet. Er ließ mich nicht vor. Er habe keine Zeit. Ich solle am Nachmittag wiederkommen. Am Nachmittag war Herr Volkath nicht da, ausgeflogen, verreist, wohl in die Pfingstfröhlichkeit. Wo ist mein Darlehen? Ich wollte ja nur zehn Mark und die Wohltäter haben keine Zeit, keine Zeit!

Gestern stellte ich mich bei dem Verlag Otto Elsner vor, die auf der Liste der wenigen Firmen steht, welche Schreibstubenkräfte übernehmen. Man bestätigte mir dort, daß die Firma durch Aufheben Entlassener sozial wirken will. Sie zahlt einen Taglohn von 2,50 Mark, der wöchentlich mit fünfzehn Mark zur Auszahlung kommt und unter Verfügung und teilweisen Abzügen des Fürsorgevereins bleibt. Die Sträflingsfürsorge dieser Firma scheint mir ein Mittel zu billigen Bureaufräften und anspruchlosen Subjekten. Es wird kaum großen Jiva haben, daß mein besonderer Bewerbungsbrief an Otto Elsner seine soziale Mission kühlt. Ich habe ihn nach dem Besuch geschrieben und den Brief in fein säuberliche Buchstaben gesetzt. Denn der Buchstabe ist alles bei diesem Bemühen ums Brot. Die Firmen verlangen nicht Geist oder kaufmännisches Können, sie wollen Handschriften. Das ist ganz deutsch. Aber mein Brief ist doch kein kalligraphisches Kunstwerk geworden. Meine Schrift ist schön geschrieben nicht flott, und flott geschrieben nicht schön. Meine Schrift ist immer ein Stimmungsbild gewesen. Das Zittern meiner armen Seele geht bis in die Fingerspitzen. Longinus, der Haubegen, hat eine Handschrift, die wie geflochten ist. Er schreibt eine Viertelstunde an zehn Adressen, aber die sind gut. Longinus hat heute Stellung als Schreiber gefunden, gleichfalls gegen fünfzehn Mark Wochenlohn. In meinem bösen Zustand habe ich mit dem Schreibstubenaufrichter Zoll Streit gehabt. Als Schreibmaschinenwochenlohn gab es 1,65 Mark. Ich gehe hungrig zu Bett, um für die Festtage noch ein paar Groschen zu retten. Pfingstmontag ist der Letzte. Ich habe mir vom Fürsorgeverein einen Schein für Schlafferberge schreiben lassen und komme zu der Bege in der Urbanstraße, die Longinus so hoch gepriesen hat. Mein Zimmer ist rechtzeitig gekündigt. Auf dem Heimweg zur Hussitenstraße lag vor der „Wiesenburg“ (Männerasyl am Wedding) ein Betrunkener und schlief. An der verschlossenen Sittertür hing eine Tafel „Das Haus ist überfüllt und kann daher niemand mehr eingelassen werden“. Der Betrunkene hat es besser als ich.

Pfingstsonntag, 30. Mai.

Heute war ich nicht aus dem Haus, auch nicht in der Volksküche, die Festtags das jammervollste Gepräge hat, zumal wenn man einen schwarzen Schwalbenschwanzanzug am Leibe trägt, der noch eines vornehmen Lokales würdig wäre. Mein Mittagessen, auf der Wirtin Spirituslöcher zubereitet, bestand in altem Gries mit dem letzten Maggiewürfel gewürzt, einem Rest kondensierter Milch nebst Protabsfällen. Ich habe gepakt und Manuskripte geordnet.

Zum letztenmal Hussitenstraße, Pfingstmontag.

Frau Schüttler, der Zimmerwirtin, schulde ich sieben Mark für Frühstück und einige Abendbrote. Um in Ehren von der alten Frau zu gehen, machte einen letzten Versuch bei meiner Frau Schwägerin. Sie verweigerte das Darlehen, auch gegen meinen gefüllten Reiseforb als Pfand, ließ das Monatsgehalt ihres Mannes in Goldmünzen vor mir klingen und glänzen und lachte dazu. Für meinen goldenen Ring hat sie dann doch eine Mark fünfzig hergegeben. Armes Ringlein, wie schmerzhaf bist du. Bei der Schwägerin habe die notwendigsten Sachen in Sicherheit gebracht und gehe nur heimlich aus der Hussitenstraße 34, den gepackten Korb hinterlassend und die Schlüssel zu Korridor und Haus. Frau Schüttler schreibe aus Berlin S einen gönnerhaften Brief, daß ich in den Strudel einer lustigen Gesellschaft geriet, mit Schreden bemerkte, die Schlüssel vergessen zu haben, die alte Dame nicht nächstlings stören möchte, zudem morgen früh abreisen müsse, meine gute Schwägerin werde alles usw. So verlaßt man sein bißchen Wahrhaftigkeit um 7 Mark. Im Polizeirevier der Hussitenstraße bin ich auf Reisen abgemeldet.

Am Abend, Berlin S., Urbanstraße.

Mit dem Ausweis des Fürsorgevereins und im Schwalbenschwanzanzug hielt ich Einzug bei Frau Müller, Inhaberin einer Schlafferberge des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen. Ein gutes Kleid wirkt stets erstaunlich, wenn es sich beim Glend heimisch machen will. Gute Kleider sind immer hochmütig und wenn sie nicht mehr hochmütig sein dürfen, wandern sie ins Verjagamt. Frau Müller machte fast erschreckte Augen. Sie sieht aus wie die Hexe im Märchen, ein vertrodnetes Figürchen, das graue Gesicht im Falter gehüllt und die Blide so scharf und spitz, daß man sie beinahe wie einen Stich am Leibe spürt. Doch will sie besser scheinen als ihr Ruf und macht meinem Anzug und höflichen Aufzug freundliche Miene. Wir reden von Longinus und Wangen. Longinus

sei ein Dumpe, sagt sie, der schon in der ersten Nacht das schöne Bett verjudelte. Mit den Wangen wäre es nicht schlimmer als anderswo. Herr Nedes, der Bureau-Dirigent, hätte gelacht und gesagt, in Berlin sind Wangen hoffähig und in hochherrschaflichen Wohnungen. Ueberhaupt Herr Nedes, das ist ein Mann, der arbeitet mit dem Herzen, ja mit dem Herzen, sagt sie dreimal. Der kennt seine Leute und sie kennt er auch. Bei ihr wäre schon gut wohnen. Ein Mann mit zehn Jahren Zuchthaus habe viele Monate bei ihr gewohnt und gut bezahlt, als er Arbeit hatte. Der schriebe ihr jetzt noch Briefe. Und ich tue schon mit Frau Müller, wie man es liebt, wenn man vor einem Drachen und ohne Waffen ist, rede von meinem gefüllten Schließkorb, von Arbeit und von Geld; sie klopf mir die Schulter, ich bekomme einen Hausschlüssel, dürfe die Lampe benutzen und brauche die Schürze nicht selbst zu putzen.

Das Zimmer ist ein sauberer Raum mit zwei Betten. Es hat sogar ein Sopha. Mir ist wohl und leicht, ich muß es sagen. Der Staat sorgt ja für mich. Durch Volkstüchentrost, Schreibstubenarbeit und Herbergsorglosigkeit. Es kann hier schön wie im Gefängnis werden. Ich will Herrn Zoll morgen um Verzeihung bitten. Fast ist mir, als ob ich noch heimisch werden könnte in Berlin.

(Schluß folgt.)

Die Titel unserer Parteipresse.

Wie ein kurzer Blick auf die deutsche sozialdemokratische Presse zeigt, überwiegen durchaus die Titel, in denen das Wort „Volk“ vorkommt. „Volkzeitung“ ist bei weitem der häufigste Name, er kommt an die zwanzigmal vor. Auch „Volkblatt“ nennen sich ein gutes Duzend unserer Zeitungen, und wenn man dazu noch je ein halbes Duzend „Volkstimmen“ und „Volkfreunde“ sowie ein paar „Volkboten“, „Volkwachen“, „Volktribünen“ und einen „Volkswillen“ zählt, so erhält man über fünfzig Vertreter der „Volkspresse“, das sind gut drei Fünftel unserer gesamten Tagespresse. Die paar „Arbeiter-Zeitungen“ und eine „Arbeiterstimme“ verichwinden dagegen völlig, ganz zu schweigen von den Blättern mit farblosen, farblos gewordenen oder gar irreführendem Titel. Ein solcher ist heute derjenige der „Bürger-Zeitung“. Daneben kommen noch vor: „Zeitung“, „Freie Presse“, „Tribüne“, „Echo“, „Post“, „Abendblatt“, „Tagwacht“, „Tagespost“ und „Vorwärts“. Einen „Sozialdemokrat“ gibt es nur noch als Monatsblatt in Bremen, gewissermaßen ein Gegengewicht gegen den Titel der „Bremer Bürger-Zeitung“. Auch der „Volkstaat“ ist verschwunden und noch so mancher andere schöne Titel. Aber sehen wir einmal nach, woher unsere heutigen Titel eigentlich stammen, wann und unter welcher Fahne sie zuerst auftauchten.

Einen Ehrenplatz verdient der Name „Volkfreund“. So taufte Marat seine radikale Tageszeitung, die er im September 1789 gründete. Ein gleichnamiges Blatt tauchte dann in der Februarrevolution auf, zugleich mit einer „Volkstimme“ (die es alsbald auch in Berlin gab), einem „freien Arbeiter“ und den „Volktribünen“, die gleichfalls schon in der ersten Revolution den „Volktribün“ zum Vorläufer gehabt hatten, während man in Deutschland die Form „Tribüne“ vorzog. 1831 gab Birth die „Deutsche Tribüne“ heraus. Der erste sozialdemokratische „Volkfreund“ war dann der 1871 in Braunschweig gegründete; der erste deutsche überhaupt dagegen der „Frankfurter Volkfreund“, der mit Lassalle sympathisierte.

Die „Volkspresse“ hat im Grunde freilich ein noch viel älteres Vorbild. Cäsar ließ zur Ergänzung der „Senatsakten“ noch ein „Tageblatt des römischen Volkes“ herausgeben, die Acta diurna publica populi Romani, die allerdings nicht zur Aufklärung, sondern zur Einseifung des Volkes bestimmt waren. Die erste deutsche „Volkzeitung“ scheint nicht die Berliner „Urwähler-Zeitung“ von 1849 gewesen zu sein, die, von Hindelley unterdrückt, im April 1853 unter jenem Titel wieder auslebte, sondern die in Baden noch während der Revolution gegründete „Deutsche Volkzeitung“. Ein „freies deutsches Volkblatt“ gab E. Fuhs 1849 ein paar Wochen lang heraus. Aber schon 1836 erschien in Cincinnati ein „Volkblatt“. Vor und nach den 80er Jahren wuchsen dann die sozialdemokratischen „Volkblätter“ heran, zwischen ihnen das „Berliner Volkblatt“ von 1884, das 1891 zum „Vorwärts“ wurde. Ein „Volkstaschenbuch „Vorwärts“ gab Robert Blum seit 1843 heraus. Der Leipziger „Volkstaat“ und der Berliner „Neue Sozialdemokrat“ von 1871 waren 1876 zum Leipziger „Vorwärts“ verschmolzen worden. Der erste „Sozialdemokrat“ erschien im Dezember 1864 unter Schweizers Leitung. Der erste „Volkbote“ ist wohl der Dresdener von 1871 gewesen. (Die „Voten“ gehören neben den „Relationen“, „Zeitungen“ usw. zu den ältesten Zeitungstiteln überhaupt, schon im 17. Jahrhundert gab es solche, allerdings mit dem Fremdwort „Courier“ bezeichnet. 1771 erschien der „Wandsbeker Vote“, schon 1762 wurde in Philadelphia der „Pennsylvanische Staatsboote“ gegründet).

Die Geschichte der farblosen Titel wie „Zeitung“, „Post“, „Echo“ usw. interessiert uns weniger. Eine „Freie Presse“ gab es bei uns seit 1871, wo das Chemnitzer Blatt dieses Namens erschien, dem 1876 die Dortmunder und die „Berliner Freie Presse“ folgten. Die Wiener „Freie Presse“ war 1863 gegründet worden und gab wohl den Titel her. Die „Arbeiter“-Zeitungen sind fast alle erst nach dem Sozialistengesetz aufgetaucht. Unter den im

Inlande damals verbotenen Zeitungen befindet sich nur eine „Medlenburgisch-Pommersche Arbeiterstimme“ in Rostock; wohl aber gab es damals in Reichenberg (Böhmen) und London einen „Arbeiterfreund“, in Zürich eine „Arbeiterstimme“, in Budapest eine „Arbeiter-Wochenchronik“ und in Chicago eine „Arbeiterzeitung“, von denen das Londoner, Züricher und Budapest Organ jüdisch-deutsch waren. Außerdem erscheint seit 1871 in Tiflis merkwürdigerweise ein armenisch-nationalistisches Blatt „Der Arbeiter“ („Mschak“). „Proletarier“ gab es z. B. in New York und Paris, während das Münchener Blatt dieses Namens schon Anfang der siebziger Jahre wieder eingegangen war. Gegenwärtig gibt es nur noch den „Proletarier aus dem Eulengebirge“ in Langenbielau.

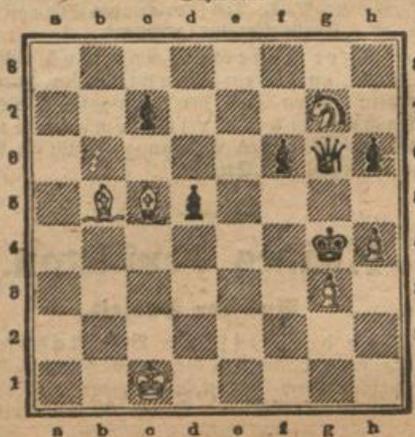
Die „Bürger-Zeitungen“ haben ihre Ahnen natürlich in der Revolution. Zallien redigierte einen „Ami des Citoyens“ (Bürgerfreund). Damals erschien auch eine Art „Bauernzeitung“ („Journal des Labourours“). Eine Verbindung von beidem brachte der 1871 in Grimnitzkau gegründete „Bürger- und Bauernfreund“. Von 1881—87 hieß das Hamburger Parteiblatt „Bürgerzeitung“, und dem Sozialistengesetz fiel auch die „Geistliche Bürger-Zeitung“ in Darmstadt zum Opfer. Ferner verschlang das Schandgesetz im Laufe seiner Existenz u. a. vier „Volkzeitungen“ (Bremen, Dresden, Gera, Hohenstein), sieben „Volkfreunde“ (Braunschweig, Kassel, Leipzig, Richtenstein, Offenburg, Wilhelmshaven, Würzburg), vier „Freie Pressen“ (Berlin, Köln, Leipzig, Steinaach), drei „Volkstimmen“ (München, Breslau, Barmen-Eberfeld) und nicht weniger als dreizehn „Volkblätter“ (Karlsruhe, Mannheim, Sonneberg, Berlin, Straßburg, Kassel, Königsberg, zwei in Hamburg-Altona, vier in Leipzig).

Sehen wir von der Tagespresse ab, so bleiben noch die Titel der „Neuen Zeit“, der „Neuen Welt“, der „Gleichheit“ und der „Arbeiter-Jugend“. Dieser letzte ist wohl der originalste von allen unseren Titeln, schon weil die Sache, der das Blatt dient, die Arbeiterjugendbewegung, die jüngste ist. Eine „Arbeiter-Jugend“ war übrigens ihr unmittelbarer Vorläufer. Der „Gleichheit“ ging 1886 Viktor Adlers Wochenchrift gleichen Namens voraus. Schon 1877 hatte Guesde eine „Egalité“ gegründet, die aber auch nicht die erste ihres Namens war. Obwohl die „Gleichheit“ sicherlich schon ein Titel in bürgerlichen Revolutionszeiten war, hat unsere Zeitschrift als Frauenzeitschrift ihm eine ganz neue und besondere Bedeutung gegeben. Die „Neue Welt“ hat die verschiedensten Ahnen, z. B. ein katholisches Familienblatt „Alte und Neue Welt“ von 1866 oder die „Revus des deux Mondes“ (etwa: Rundschau beider Welten) von 1831. Den „Times“ von 1788 folgten einige Jahrzehnte später in Deutschland die „Zeiten“, 1857 gab H. Gottschall „Unsere Zeit“ heraus; 1868 erschien die „Nowoje Wremja“ (Neue Zeit) in Petersburg, und auf dem Umwege über eine Zeitschrift „Die neue Zeit“, die von 1869 bis 71 in sechs „Freien Hefen“ für vereinte Höherbildung der Wissenschaft und des Lebens“ in Prag erschien, kam der Titel zu unserem 1883 gegründeten Organ. Eine „Nye Tyd“ hatte die Partei aber schon vorher in Chicago.

Im ganzen zeigt unsere natürlich keineswegs erschöpfende Uebersicht, daß fast alle Titel unserer Parteipresse bürgerliche Vorläufer haben und daß die meisten unserer Blätter noch heute bürgerliche Namensvettern besitzen. Auch in der anspruchsvollen Sachlichkeit der deutschen sozialdemokratischen Zeitungstitel von heute spricht sich der Gegenatz unserer Bewegung gegen frühere, bürgerliche Emanzipationsbewegungen aus. „Oppositionsblatt“ war zuzeiten der bürgerlichen Opposition noch ein zahmer Titel. Desgleichen der „Demokrat“, der „Radikale“, „Schild und Schwert“, „Opposition für Volk und Recht“, das „Panier des Fortschritts“ usw. Daneben brachte das Jahr 1848 aber auch Blätter mit Titeln wie die „Barrillade“, der „Berliner Krafekler“, der „Obnehose“, das „Berliner Großmaul“ usw. So heizerische Titel würden unserer Parteipresse als „grober Aufzug“ sicher schlecht bekommen.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Schwers.



Weiß zieht und gewinnt.

Lösung. 1. Sg7-h5 (broht Lo2t), 1. Kg4xh5 (1. . . . Df7; 2. Le8, De6; 3. Ld7l, DXL; 4. Sf6t, KXg3; 5. SxD, Kxh4; 6. Sf6, c6; 7. Le3 h5; 8. Kd2 zc. oder 1. Kf3; 2. Le2t, Ke4; 3. Ld4t, KXL; 4. Sf4t, Kc4; 5. SxD, YXL; 6. Se7 nebst Se7-f5-g7xh5 zc. oder 1. Df6; 2. Ld7 usw.); 2. Lb5-e2t, Dg6-g4; 8. Kc1-d1l, f3-f5; 4. Lc5-e3l, c7-c6; 5. Kd1-e1 und gewinnt.

Französisch.

Wilnaer Turnier.

V. Niemzowitsch. D. Bernstein.

1. e2-e4, e7-c6; 2. d2-d4, d7-d5.

3. e4-e5

Darauf erlangt Schwarz laut Theorie und Praxis zugestandenener Weise das bessere Spiel. Zwischen dem letzteren Begriffe und „Gewinn“ ist aber ein Unterschied. In der Praxis pflegte Schwarz sich verlieren zu lassen, dem Remis durch risikante Spielweise auszuweichen, um den zugehenden (!) Stellungsorteile in „Gewinn“ umzuwandeln. Man kann aber hierbei auch ausweichen. Und auf diese Psychologie des Gegners ist die ganze Variante von Weiß angelegt.

8. c7-c5

4. Sg1-f3

Ueblicher 4. c3l, Db5; 5. Sf3, Sc6.

4. c5xd4

Wit 4. Sc6; 5. c3, Db6 gelangt man zur obigen Variante. 6. Le2 (6. Ld3, ed4; 7. ed4, Ld7l), 6. cd4; 7. cd4, Sg7 (7. Sh6t? 8. LXS, DXL2 9. Sbd2, g7xh6 kommt in Betracht); 8. Sa3, Sf5; 9. Sc2, Lb4t zc. Schwarz steht sehr gut.

6. Dd1xd4

Besser 5. Sxd4, Se6; 6. SxS, bxc6; 7. Ld3, La6l; 8. 0-0, LXL; 9. cxd3.

5. Sb3-c6

6. Dd4-f4

7. Sb1-c3

8. Lf1-d3

8. f3; 9. ef, DXD; 10. LXD, gf nebst Sg7 und e6-e5 war zu erwägen.

9. 0-0

10. Ld3xg6

11. Sc3-e2

12. Se2-d4

Ein Opfer zur Vermeldung von

12. c3, g5; 13. Sxg5 (13. Dg3, f6),

13. Sxex nebst f7-f6 zc.

12. Sc6xd4

13. Df4xd4

13. Sxd4, Th4 zc.

13. Do7xc2

14. Lc1-e3

15. Dd4xc4

16. Le8-b6l

17. Tf1-c1

18. Sf3-d2

19. Sd2-e4!

19. Sxc4?, Lxol kostet die

Qualität.

19. Lg5xc1

20. Se4-d6t

Man beachte die Anmerkung zum

3. Zuge von Weiß. Hier kommt die

ermähnte Psychologie zur Geltung:

Schwarz sucht mit Gewalt der vermeintlichen Remisgefahr 20. Ke7!

21. SxT, Txs; 22. TXL, Tc6;

23. Le3, b5 zc. (ungleichfarbige

Käufer) auszuweichen und sperrt mit dem Zertage seinen Turm ein.

21. Sd6xc8

Schwarz schiebt wieder Gespenster.

21. Lxb2; 22. Td1, Le8;

23. Td8, c3; 24. Sd6! (24. Le5t,

Kg8; 25. Se7t, Kh7; 26. Td4,

Ld1 zc.) 24. Ke7. 25. Se8t!

(25. Te8, c2; 26. Txc2, Lxe5);

25. Kf8 Remis.

22. f2-f4

Schwarz traut zu viel dem allerdings genialen „Schwindel“

seines Gegners; 22. Lxf4

(Le7t?); 23. Td1, Le8; 24. Td8

(24. Le5t, Kg8; 25. Se7t, Kh7;

26. Tf1, g5; 27. Tf3, g6); 24.

Lxh2t; 25. Kf2, Lxe5; 25. Le5t,

Kg8; 26. Txl, Kh7; 27. Txl,

KxT reicht mindestens zum

Remis aus.

23. f4xg5

24. Tal-d1

25. Lb6-c5t

26. Td1-d4!

Es sollte 26. Th5 (Lb5);

27. h4, f6 zc. den Turm besetzen.

27. Td4xc4

28. Te4-b4

29. Tb4-f4

30. Lc5-d6

31. b2-b3

32. h2-h4

33. g2-g4

34. h4-h5

35. g4xh5

36. b3xa4

37. a4-a5

38. Ld6-f8

39. Tf4-f1

Satts 39. Lxg7, Txa5; 40. Txl,

so wird Bb5 gefährlich.

39. Lb1-d8

40. Tf1-d1

41. Lf8-b4

42. Td1-d6t

43. a5-a6

44. Lb4-c5

44. Tlxh5? 45. Lb6t nebst

Td8t. Weiß hat äußerst geschickt

manövriert.

45. h5-h6

46. g5xh6

Verhältnismäßig besser Lf5 nebst

b5-b4.

47. Kg1-f2

48. Kf2-f3

49. Lc5-e3!

50. Td6-b6

Hier konnte Schwarz schon auf-

geben. Es folgte noch: 50. Tf8;

51. Txb4, f3; 52. Le5, Te8;

53. exf6l, TXL; 54. f7, Te8;

55. Tb7, Ld3; 56. Te7, Lb5;

57. Kf4! (57. Te8?; LXT; 58. f3D,

Le8t nebst TxD); 57. Tf8;

58. h7, La4; 59. Ke5, Lb5; 60. Kf6,

e5; 61. Kg7 aufgegeben.

Eine interessante Partie, die für den

preisenden Stil von Niemzowitsch be-

zeichnend.

Zeitschrift für Vorgeschichte „Mannus“ Prof. R. Freih. v. Dichtenberg mit großer Entschiedenheit entgegen. Gestützt auf eine Reihe von neuen, noch wenig bekannten Entdeckungen, vertritt er die Ansicht von einer selbständigen Entwicklung unserer Schrift auf europäischem Boden und liefert dadurch einen neuen Beitrag zu der in letzten Jahren viel besprochenen Theorie von der kulturellen Autonomie der europäischen Menschheit. Folgendes sind im wesentlichen die Gründe, auf die er diese Ansicht stützt.

Auf Keinen Steinen aus den Dolmen von Moao in Portugal sowie auf Reintierstaben von verschiedenen Orten Frankreichs, die sämtlich aus der altsteinzeitlichen Epoche stammen, befindet sich eine Reihe von schriftartigen Zeichen, die mit den viel später auftretenden Runenschriften eine auffallende Ähnlichkeit haben. Stellt man die uns bekannten Runenschriften sowie die ältesten Formen der griechischen und phönizischen Schrift in Parallele mit dieser neu entdeckten Schriftform, so ist kaum der Schluss abzuweisen, daß diese letztere ihre gemeinsame Urquelle ist. Durch einen besonderen Umstand wird dieser Schluss noch weiter unterstützt. Während die ältesten Orientalschriften Bilderschriften sind und sich erst allmählich zu Silben- und Buchstabenchriften entwickelten, sind alle europäischen Schriften ausgesprochene Buchstabenchriften und diesen Charakter tragen auch die Inschriften auf portugiesischen Steinen und französischen Stäben.

Da erhebt sich nun die Frage: warum stammen die ältesten europäischen Schriftentmale nur aus Portugal und Frankreich, d. h. aus den westlichsten Gegenden unseres Erdteils? Warum besitzen wir aus dem übrigen Europa keine so alten Inschriften? Die Antwort wird gegeben durch die Zeit der Entstehung dieser Denkmale, die der zu Ende gehenden letzten Eiszeit angehört. Während schon vor der Eiszeit, im Paläolithikum, Europa ziemlich dicht bevölkert war, lag während der Eiszeit ganz Mitteleuropa unter dem von Skandinavien aus südwärts rüdenden Gletschereis, und so sahen sich seine Bewohner gezwungen, nach Westfrankreich und nach Spanien auszuweichen. Um diese Zeit muß die Erfindung der schriftartigen Zeichen gemacht worden sein. Als zu Ende der Eiszeit sich das Eis wieder nach dem Norden zurückziehen begann, breiteten sich die Europäer, die früher im Westen dicht gedrängt gesessen haben mögen, den Rändern des abtaumelnden Eises nachfolgend, wieder über Mitteleuropa aus, wobei sie die inzwischen erungenen Kulturgüter natürlich mitnahmen.

Indem der Verfasser die verschiedenen Wanderungswege der ursprünglichen Schriftform durch Nord- und Südeuropa verfolgt, gelangt er zu dem überraschenden Ergebnis, daß die unzweifelhaft vorhandene Verwandtschaft zwischen der griechischen und der phönizischen Schrift sich auf die Einflüsse zurückführen läßt, die von den nordischen Trägern der uralten arischen Schrift ausgingen. Es waren die nach Syrien verschlagenen europäischen Stämme, die den umwohnenden semitischen Völkern die bequemere Silbenschrift mitgebracht und dadurch die ältere Keilschrift verdrängt haben. Zu derselben Ansicht sind übrigens auch andere namhafte Forscher gekommen. Auf alle Fälle jedoch besteht die Annahme, daß die ältesten Inschriften aus Portugal und Frankreich den Grundstock aller europäischen Schriften bilden, einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit und muß demnach als ein gefährlicher Rivale des alten Dogmas von dem orientalischen Ursprung der europäischen Schrift betrachtet werden.

Hygienisches.

Heizungsschäden und Gesundheit. Nach Dr. Wolff-Eisner werden durch Zentralheizungsanlagen gewisse gesundheitliche Schäden erzeugt, diese bestehen in hartnäckigen Katarren der oberen Luftwege: Nasröhren-, Kehlkopf-, Rachenkatarren, die mit Spätherbst einsehen und mit wechselnder Intensität bis April anhalten, um dann endlich bis zum nächsten Herbst zu verschwinden, wo das Spiel wieder von neuem beginnt. Diese ganz charakteristischen Katarren sind mit Sicherheit als Heizungs-schäden aufzufassen, weil sie fast nur in Wohnungen mit Dampfzentralheizung, hier aber sehr häufig sich finden und durch Verbringen der Patienten in andere beheizte Räume behoben werden können, wie sie ja auch mit der Abstellung der Heizung verschwinden. Ein Teil der Schuld trifft nicht die Anlage der Heizung, sondern die Bedienung der in der Wohnung befindlichen Heizkörper, indem die Heizkörper nicht zur Zeit abgesperrt werden, indem weiter nicht für genügende Feuchtigkeit der Zimmerluft gesorgt wird. Besonders sollen sich diese Mißstände bei der Niederdruckheizung bemerkbar machen. Ihre Fehler in hygienischer Hinsicht bestehen darin, daß sie eine zu große Trockenheit der Luft erzeugen, indem der feiner Natur nach in seiner Temperatur nicht wie das Wasser zu regulierende Dampf eine zu starke und schnelle Erhitzung der Steine bewirkt. Durch die starke Erhitzung der Heizkörper und die zu schnelle Erwärmung der Räume werden feinste Staubteilchen verbrannt, wodurch die Luft einen brenzlichen Geruch erhält. Die schnelle Erwärmung der Räume bei Zentralheizung ist ebenso wie die starke Abkühlung nach Abstellung der Heizung ebenfalls ein Fehler der meisten Zentralheizungsanlagen, besonders aber wieder der Dampfheizung. Endlich ist die Absperrung des Dampfes in den Heizkörpern durch die Ventile in vielen Fällen ungenügend, so daß besonders bei warmem Wetter, trotz Absperrung des Ventils, eine sehr starke Erwärmung der Heizkörper eintritt.

Kleines Feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Das Alter der arischen Buchstabenchrift. Es galt bis jetzt für ausgemacht, daß die europäischen Buchstabenchriften sich aus der phönizischen Schrift, und zwar auf dem Wege über Griechenland, entwickelt haben. Dieser Ansicht tritt nun in der